

Gelingende und misslingende Zugangsprozesse zu bürgerschaftlichem Engagement

Ein ethnografischer Versuch, die Analyse von sozialen Praktiken und Affekten zu verknüpfen

Chantal Munsch, Sophie Kröckel, Astrid Linke, Silvia Marinello, Jennifer Reinhardt, Katrin Sasserath und Yeliz Yilmaz-Pfeifer¹

Beitrag zur Ad-hoc-Gruppe »Bürgerschaftliches Engagement als geschlossene Gesellschaft? – Unterschiedliche Forschungsperspektiven«

Einführung

Die vorliegende Studie geht der Frage nach, wie Zugangsprozesse zu bürgerschaftlichem Engagement ethnografisch erforscht werden können und welcherlei Ergebnisse eine solche Forschung erwarten lässt. Die Forschungsfrage gründet auf einer früheren ethnografischen Studie der Autorin über Ausgrenzungsprozesse im bürgerschaftlichen Engagement (vgl. Munsch 2005). Bei dieser Einzelfallstudie wurde rekonstruiert (so ließe sich vom heutigen Standpunkt aus formulieren), wie in einem bestimmten Engagementkontext (dem Planen eines Stadtteilstestes) spezifische Praktiken das Wie dieses Engagements kennzeichnen. Im Ergebnis wurde nachgezeichnet, wie diese Praktiken im Planungsprozess dazu führen, dass zwischen den Beteiligten bestimmte Differenzen wirksam werden, sodass das Engagement einer Teilnehmerin als störend empfunden, sie als milieufremd wahrgenommen und subtil ausgegrenzt wird. Dieses Phänomen des Ausgrenzens über Engagementkulturen wird nun aus weiteren Perspektiven erforscht: Während die erste Studie Ausgrenzungsprozesse (also das Ende des Engagements) aus der Perspektive einer zum Engagement bereits Zugehörigen analysiert, werden nun aus der Perspektive von Zugangsuchenden die ersten Schritte in das Engagement erforscht.

¹ Die empirischen Beispiele (Kap. 3) stammen aus den teilnehmenden Beobachtungen der Masterstudierenden Sophie Kröckel, Astrid Linke, Silvia Marinello, Jennifer Reinhardt, Katrin Sasserath und Yeliz Yilmaz-Pfeifer. An deren Auswertung war die gesamte Gruppe beteiligt. Den methodologischen Rahmen (Kap. 1, 2 und 4) verfasste Chantal Munsch, die als Dozentin den Forschungsprozess leitete. Sie dankt Andreas Matzner für wichtige Hinweise zur Praxistheorie, Falko Müller, der ihr ein wertvoller Gesprächspartner bei der Zuspitzung und theoretischen Rahmung der zentralen Gedanken war und den Teilnehmer_innen der Siegener Ethnografiewerkstatt für notwendige Irritationen und Perspektivwechsel.

Bürgerschaftliches Engagement ist für die Erforschung von Zugängen ein besonders geeignetes Forschungsfeld, weil es oft als offen für alle Interessierten dargestellt wird. Politiktheoretisch begründet wird dies mit der Idee der öffentlich-politischen Sphäre, an der sich – im Gegensatz zur privat-politischen Sphäre – alle Bürger_innen beteiligen könnten. In der Praxis bürgerschaftlichen Engagements gibt es wenig formelle Zugangsbeschränkungen. Im Unterschied zu Erwerbsarbeit werden Stellen nicht mit dem Argument von Lohnkosten begrenzt und es gibt zumeist keine formalisierten Einstellungsverfahren. Im Gegensatz zu Freundschaften soll eine besondere Sympathie keine Rolle spielen und auch Verwandtschaftsverhältnisse sollten – so die Idee dieser zivilgesellschaftlichen Sphäre – unbedeutend sein. Und schließlich kann ein bürgerschaftliches Engagement aufgrund seiner Freiwilligkeit zumeist schnell, informell und ohne große Hürden wieder verlassen werden.

Studien, die erklären wollen, wieso sich manche Menschen bürgerschaftlich engagieren und andere nicht, konzentrieren sich bislang weitgehend auf die *individuelle Motivation* und Engagementbereitschaft. Dabei bleiben jedoch die sozialen Zusammenhänge, in denen das Engagement stattfindet, weitgehend außer Acht. Die hier vorgestellte Studie zeigt demgegenüber, dass Engagement in spezifischen *sozialen Praktiken* hergestellt wird. Die Entscheidung für einen praxeologischen Erklärungsversuch ist in dessen Subjektverständnis begründet: Das (in unserem Fall bürgerschaftliche) Subjekt erlangt seine soziale (bürgerschaftliche) Existenz performativ im praktischen (bürgerschaftlichen) Tun (vgl. Reckwitz 2003; Schatzki 2002). Auf unsere Forschungsfrage gewendet: Allein durch die so oft erfragte Motivation, sich zu engagieren, konstituieren sich noch keine Engagierten. Zu bürgerschaftlich Engagierten werden Menschen erst, indem sie zusammen mit anderen in Engagementkontexten interagieren und dabei von anderen als bürgerschaftlich Engagierte (also zum Beispiel nicht als Klient_innen) adressiert werden und sich selbst als Engagierte positionieren. Dieses bürgerschaftliche Tun, in dem sich Menschen aufeinander als Engagierte beziehen, findet wiederum in spezifischen Bereichen des (sehr weiten und heterogenen) Feldes des bürgerschaftlichen Engagements statt, die durch jeweils kontextspezifische, informelle Verhaltensroutinen gekennzeichnet sind.

Ethnografische Beobachtungen im Feld bilden den Zugang der Wahl zu sozialen Praktiken. Als Ethnografie versucht die Studie, das Phänomen des Zugangs über dichte Beschreibungen zu verstehen. Anhand von drei ausgewählten ethnografischen Beispielen soll somit im Folgenden gezeigt werden, dass es sich bei Zugängen zum bürgerschaftlichen Engagement um einen *Prozess* handelt, der nicht mit dem ersten Ritual der Begrüßung abgeschlossen ist. Auch wenn dieses als äußerst positiv erlebt wird, kann der Zugang in die *alltägliche Praxis* des Engagements (nach der Begrüßung) dennoch misslingen. Die Beispiele zeigen weiterhin, wie sich im Erleben der neuen Feldmitglieder jeweils *spezifische* der verschiedenen Praktiken im jeweiligen Engagementbereich als relevant für ihren gelingenden oder misslingenden Zugang darstellen. Auch wenn sich die Relevanz dieser Praktiken aus dem jeweiligen Kontext ergibt, so sind sie gleichzeitig nicht unbedingt engagementsspezifisch in dem Sinne, als dass sie auch in ganz anderen Feldern zugangsrelevant sein können. Es zeigt sich, dass neben Fähigkeiten, die für die Bearbeitung der inhaltlichen Aufgaben des Engagements zentral sind, auch das Erleben von (Nicht-)Zugehörigkeit für den (Nicht-)Verbleib im Engagement entscheidend ist. Hieran anschließend stellt sich als weiterführende (Forschungs-)Frage, in welchem Verhältnis die zugangsstrukturierenden Praktiken zu den zu erledigenden Aufgaben sowie zum bürgerschaftlichem Engagement als solchem stehen.

Der Zugang zu einem fremden Feld ist ein, ja vielleicht sogar *das* zentrale Moment ethnografischer Forschung. Üblicherweise dient seine Analyse dazu, etwas über die Normen und Regeln des Feldes zu erfahren. Über teilnehmende Beobachtung könnte auch erforscht werden, welche expliziten Rituale bestimmte Felder (hier das bürgerschaftliche Engagement) entwickelt haben, um neue Feldteilneh-

mer_innen einzuführen. Das Ziel der vorliegenden Studie ist jedoch nicht ein solches Verständnis des Feldes mit seinen zentralen Normen und Praktiken oder der expliziten Begrüßungsrituale – vielmehr geht es darum, etwas über den Zugangsprozess im Kontext alltäglicher sozialer Praktiken zu erfahren. Zugang wird hier als Erfahrungsprozess verstanden, der sich im Erleben aus einer spezifischen Position und Perspektive der Neuen (im Gegensatz zu den Etablierten) heraus in bestimmten affektiv gefärbten Aufmerksamkeiten zu einem Wahrnehmungsschema verdichtet. Nur über eine Rekonstruktion der Teilnehmerperspektive verstehen wir, was diese veranlasst, im Feld zu bleiben oder aber dieses zu verlassen. Während aus einer „Theaterperspektive“ auf das Feld als Ganzes „die Regelmäßigkeit und Strukturiertheit von Praktiken in den Blick treten“ (Alkemeyer, Buschmann, Michaeler 2015: 30), zeigt sich das Geschehen aus der Perspektive der Teilnehmer_innen „als ein unsicheres Geschehen, dessen Kontingenz von den Teilnehmern situativ bewältigt werden muss“ (ebenda). Diese Perspektivität zeigt sich auch in unserer Studie: Was die Neuen für das Gelingen oder Misslingen ihres Zugangs als relevant erleben, unterscheidet sich von den Inszenierungen, mit denen etablierte Feldteilnehmer_innen neue aufnehmen wollen. Erprobt werden soll also ein ethnografischer Forschungsansatz, der in besonderer Weise von den Erfahrungen der Zugangsuchenden ausgeht. Zugrunde gelegt wird dabei ein Verständnis von „Praktiken und ihren Affekten“ (Reckwitz 2015), das Affekte als Bestandteil von Praktiken begreift (nicht als idiosynkratische Gefühle von „Individuen“). Damit gilt die ethnografische Aufmerksamkeit den Affekten der Forschenden, deren Beobachtungen auf einer „starken Teilnahme“ (vgl. Breidenstein, Hirschauer, Kalthoff, Nieswand 2013; S.66ff.) beruhen, die sie in die Feldpraktiken involvieren.

Im Folgenden wird zunächst das Forschungsdesign vorgestellt, wobei der Schwerpunkt auf den innovativen Aspekten der Studie liegt. Anschließend wird die Bedeutung zugangsstrukturierender Praktiken anhand von drei ethnografischen Beispielen nachgezeichnet. Zum Schluss wird der Ertrag dieses Vorgehens zusammenfassend reflektiert.

Forschungsdesign

Subjektivitätsbezogene Ethnografie

Der Fokus auf die mit sozialen Praktiken verbundenen Affekte, das heißt die Wahl einer Analyseperspektive, die das subjektive Erleben mit den beobachtbaren Praktiken verbindet, ist für die vorliegende Studie zentral. Diese Perspektive ergibt sich zunächst aus den Ergebnissen der Vorgängerstudie. Dort wurde deutlich, welche wichtige Rolle subjektive Erfahrungen im Ausgrenzungsprozess spielen: Die Art und Weise der Partizipation einer Bewohnerin im Planungsprozess eines Stadtteilstes wurde als störend erlebt. Diese Störung wurde jedoch nicht expliziert und war von außen kaum zu beobachten. Expliziert wurde vielmehr immer wieder, alle unterschiedlichen Stadtteilstesbewohner_innen seien herzlich willkommen. Im (nicht explizierten) subjektiven Erleben der teilnehmenden Beobachterin war die Störung sehr präsent – während sie gleichzeitig nach außen freundlich und interessiert nickte, so wie die anderen Teilnehmer_innen in der Runde auch (vgl. Munsch 2005: 107). Dieser Zusammenhang zwischen dem intensiven Störungserleben und seiner Nichtsichtbarkeit spielte eine zentrale Rolle bei der Erklärung des Ausgrenzungsprozesses: Vor dem Hintergrund einer Norm, das Engagement müsse für alle offen sein, wird das Störungserleben ausgeblendet (vgl. Munsch 2015). Gerade misslingende Zugänge oder das Erleben von Störungen scheinen in einem Feld, das wie bürgerschaftliches Engagement mit Offenheit verbunden wird, oft nicht explizit kommuniziert zu werden (vgl. Munsch 2005) – und sind deswegen nur schwer von außen zu beobachten.

Die Verwobenheit von Praktiken mit Affekten ist außerdem in den Praxistheorien von Schatzki und Reckwitz theoretisch gut begründet. Mit dem Begriff der teleoaffektiven Struktur sozialer Praktiken beschreibt Schatzki (2002: 80ff.) einen durch Normen und Hierarchien geordneten Zusammenhang von Zielen, Projekten und Aufgaben mit Emotionen sowie Stimmungen. Verschiedene Praktiken seien dabei unterschiedlich emotional aufgeladen (vgl. Schatzki 2002: 80). In ähnlicher Weise, aber wesentlich differenzierter analysiert Reckwitz (2015): „Jede soziale Ordnung im Sinne eines Arrangements von Praktiken ist auf spezifische Weise immer auch eine affektive Ordnung, jede soziale Praktik ist auf ihre jeweils charakteristische Weise affektiv gestimmt und findet insofern eine affektive Dimension in sich eingebaut“ (Reckwitz 2015: 35). Reckwitz widerspricht dabei einer Auslagerung des Affektiven in die „Bereiche [...] des Individuellen, Biologisch-Körperlichen oder der vormodernen Gesellschaften“ (Reckwitz 2015: 34) und zeichnet nach, dass Affekte „ein konstitutiver Bestandteil des Sozialen“ auch in modernen Gesellschaften (Reckwitz 2015: 35, vgl. ebenfalls Schatzki 2002) sind. Sie sind eben keine Eigenschaft von Individuen, sondern „müssen vielmehr den sozialen Praktiken selbst zugerechnet werden“ (Reckwitz 2015: 35). „Im Rahmen einer Praktik lassen sich Subjekte demnach von anderen Subjekten, Dingen oder Vorstellungen auf jeweils bestimmte Art und Weise >affizieren<. Affektivität hat damit immer relationalen Charakter. [...] Die entscheidende Frage, die einer praxeologischen Analyse von Affekten zugrunde liegt, lautet mithin: Wer wird durch wen oder was affiziert?“² (Reckwitz 2015: 38). Mit Reckwitz gesprochen, zeichnen die ethnografischen Beispiele dieser Studie somit nach, wie neue Engagierte durch bestimmte Praktiken im Feld auf spezifische Weise affiziert werden. Dieses Affiziertwerden und Sich-Affizieren-Lassen sind wesentlich für ihr Erleben des Zugangs als gelungen oder nicht.

Vor diesem Hintergrund wird in der nun vorliegenden Studie eine besondere Aufmerksamkeit auf das Affiziertwerden der teilnehmenden Beobachterinnen gelegt. Die ethnografischen Beispiele machen deutlich, dass das Erleben sowohl von gelingendem als auch von misslingendem Zugang mit starken Affekten einhergeht. Die Zugangsuchenden werden in besonderer Weise von sozialen Praktiken affiziert, welche sie und etabliertere Feldteilnehmer_innen relational zueinander positionieren. Die Affekte geben Hinweise auf die Qualität der Beziehung zwischen den Teilnehmer_innen. Dabei erfahren die Neuen nicht alle, sondern ganz bestimmte soziale Praktiken als besonders relevant für ihr Erleben eines gelingenden oder misslingenden Zugangs. In dieser Weise sprechen wir von zugangsstrukturierenden Praktiken.

Um Zugangsprozesse verstehen zu können, benötigen wir also einen doppelten Fokus, der gleichzeitig die sozialen Praktiken im Feld erfassen und aus der Perspektive der Zugangsuchenden nachvollziehen kann, in welcher Weise diese für das Erleben des Zugangs relevant werden. Die für ethnografische Forschung konstitutive Teilnahme im Feld bekommt hier ihre besondere Bedeutung. Als „personale Aufzeichnungsapparate“ (Amann, Hirschauer 1997: 25) verfügen die Forschenden über die besondere Fähigkeit, nicht nur empathisch mitzuempfinden, sondern über ihre selektive Wahrnehmung [wie auch über ihre „Fähigkeit zu vergessen“ (ebd.)] Relevanzen im Feld erst nachvollziehen zu können. Während zum Beispiel eine Kamera wahllos alles aufzeichnet, worauf sie gerichtet wird, müssen die Teilnehmer_innen Situationen verstehen, also Relevantes auswählen, um die in ihnen gestellten Aufgaben bewältigen zu können (vgl. Amann, Hirschauer 1997: 22). Diese Fähigkeiten werden in der eth-

² Diese Eigenschaft des dem Begriff des Affektes zu Grunde liegenden Verbs, eine Relation zu bezeichnen, begründet meine Entscheidung für den Affektbegriff und damit gegen den Begriff der Emotion (vgl. Reckwitz 2015: 38).

nografischen Feldforschung genutzt, um zu versuchen, das Feld zu verstehen. Während eine „schwache Teilnahme“ die Regeln des Feldes verdeutlicht, so ermöglicht eine „starke Teilnahme“, das heißt eine stärkere Involviertheit in das Feldgeschehen, „grundlegende Erfahrungen“, was eine bestimmte Position im Feld (hier: Zugang zu finden) bedeutet (vgl. Breidenstein, Hirschauer, Kalthoff, Nieswand 2013: 66ff.). Sehr deutlich wird dies zum Beispiel am Beispiel des Knutschpackens (einem Fang- und Kusspiel zwischen Jungen und Mädchen), bei dem Helga Kelle als teilnehmende Beobachterin erfährt, wie frustrierend es ist, wenn man bei diesem Spiel nicht gejagt wird (vgl. Breidenstein et al. 2013). In der vorliegenden Studie wurde deutlich, dass es je nach Position unterschiedliche Perspektiven im Feld (also eben nicht nur *eine* Binnenperspektive) gibt: „Was für bestimmte Teilnehmergruppen dabei erkennbar ist, hängt ab von ihrer im Raum des Öffentlichen eingenommenen Position und Perspektive sowie von ihren erworbenen Dispositionen und den Praktiken, an denen sie teilhaben.“ (Schmidt, Volbers 2011: 33). Eine starke Teilnahme in der Rolle der Neuen vermittelt also eine spezifische Innensicht, die für das Verständnis von Zugängen wesentlich ist.

Die starke Teilnahme wurde dadurch hergestellt, dass die Forscherinnen versuchten, als Engagementinteressierte Zugang zu einem bürgerschaftlichen Engagement zu gewinnen, das sie auch wirklich interessierte. Teils war es ihnen schon zu Beginn wichtig, einen guten Zugang zu gewinnen, teils entwickelte sich ein solches Interesse erst im Zugangs- und Forschungsprozess. Das Gelingen bzw. Misslingen des Zugangs wurde ihnen zu einem persönlichen Anliegen, es ließ sie nicht „kalt“. Ihr Affiziertsein wurde im Sinne von Devereux (1967: 52) „nicht als Quelle einer bedauerlichen Störung, sondern als wichtige, ja sogar unverzichtbare Quelle relevanter [...] verhaltenswissenschaftlicher Daten“ genutzt.

Die Involviertheit ins Feld und der Fokus auf das subjektive Erleben in der vorliegenden Studie entsprechen einerseits grundlegenden Anforderungen an ethnografische Forschung. Andererseits zeichnen sich ethnografische Publikationen immer noch oft durch eine distanzierte, objektivierende Darstellungsweise aus, in der das Erleben der Forschenden im Feld kaum sichtbar wird. Der Fokus liegt eher auf dem gesprochenen Wort, auf nonverbalen Interaktionen oder dem Umgang mit Gegenständen (hier lassen sich unterschiedliche Fokusse unterscheiden), selten auf Affekten. Das Verständnis der Affiziertheit der Forschenden als wesentlich für das Verständnis der beobachteten sozialen Welt rückt die vorliegende Studie in die Nähe der Autoethnografie (von der sich „klassische“ Ethnograf_innen oft distanzieren). Mit Autoethnografie hat die vorliegende Studie gemeinsam, dass sie „sich darum bemüht, persönliche Erfahrungen (*auto*) zu beschreiben und systematisch zu analysieren (*grafie*), um kulturelle Erfahrung (*ethno*) zu verstehen“ (Ellis, Adams, Bochner 2010: 345). Im Gegensatz zur Autoethnografie, die typischerweise intensive persönliche Erfahrungen aus dem privaten Leben der Forschenden zum Gegenstand macht (wie beispielweise Krankheit oder Tod) und dabei Elemente der Autobiografie mit Ethnografie verbindet, um das dargestellte Erleben nicht durch distanzierende Forschungsmethoden allzu sehr zu verfremden (Ellis et al. 2010: 346), klammert das vorliegende Forschungsdesign biografische Erfahrungen der Forschenden aus. Die Forscherinnen gehören (noch) nicht als „complete member“ (Anderson 2006: 389) zum Feld, sie schreiben nicht aus der für Autoethnografie wesentlichen Position der Eingeborenen (vgl. Tedlcock 1991). Auch stellen wir mit der vorliegenden Publikation „kanonische Gepflogenheiten, Forschung zu betreiben und zu präsentieren“ (Ellis et al. 2010: 345), kaum in Frage.

Subjektive Erfahrungen wurden in der vorliegenden Studie in Beobachtungsprotokollen gleichermaßen dokumentiert wie die „äußeren“ Geschehensabläufe. Hier beschreiben die teilnehmenden Beobachterinnen nicht nur, was sie und andere Menschen im Feld sagen und tun; sie halten ebenso fest, was sie dabei fühlen, wie sie also die Teilnahme im Feld erleben. In einem früheren Forschungs-

projekt habe ich die Erfahrung gemacht, dass subjektive Erfahrungen besonders gut in tagebuchähnlichen Aufzeichnungen (vgl. Breuer 2010: 129-131) erfasst werden können. Der Versuch, Interaktionen im Feld möglichst genau zu dokumentieren, führte damals dazu, dass der Blick nach außen gelenkt wurde und die subjektiven Erfahrungen in den Protokollen kaum mehr deutlich waren (vgl. Munsch 2015: 425f.). Das hier beschriebene Projekt zeigt nun, dass es mit ein wenig Übung sehr gut möglich ist, auch subjektive Erfahrungen in Beobachtungsprotokollen zu beschreiben, ohne dabei den Blick auf die Interaktionen zu verlieren. Durch die gleichzeitige Dokumentation von Affekten und Interaktionen können sie besser in ihrer Verwobenheit analysiert werden. Der Auftrag, beides in den Blick zu nehmen, muss den Forschenden jedoch klar sein. Dennoch wurde in den Auswertungssitzungen im Forschungsteam immer wieder deutlich, dass bzw. wo Beobachtungen, gerade in Bezug auf Affekte, noch ungenau oder unvollständig waren. Die Nachfragen der Gruppe führten die Beobachterinnen zu längeren Explikationen ihres subjektiven Erlebens, die auf Tonband festgehalten und in den Beobachtungsprotokollen ergänzt wurden. Diese Verdichtung und Präzisierung der Beobachtungsnotizen ist ein für die Ethnografie typischer und notwendiger Bearbeitungsschritt (auch wenn er sich üblicherweise auf Handlungen oder Rede bezieht). Das gute, vertrauensvolle Klima in einer kleinen Forscherinnengruppe (siehe unten) war dabei eine wichtige Voraussetzung für die Offenlegung von Affekten.

Konstruktivismus und Grounded Theory

Die Studie begreift sich in erster Linie als Ethnografie und versucht somit, das Phänomen des Zugangs über dichte Beschreibungen zu verstehen. Den methodologischen Rahmen des ethnografischen Entdeckungsprozesses bildet die Grounded Theory Methodology (GTM). Die in den folgenden Beispielen beschriebenen Phänomene entwickelten sich aus den teilnehmenden Beobachtungen im für die GTM typischen zirkulären Vorgehen: dem Wechsel zwischen offenem entdeckenden Codieren, auf eine Kategorie hin fokussierten axialen Codieren und der Suche nach einem zentralen Phänomen (vgl. Strauss 1994). Die in den Beobachtungsnotizen verschriftlichten Affekte wurden in ähnlicher Weise codiert wie sprachliche und nichtsprachliche Interaktionen oder materielle Artefakte. Insbesondere beim offenen Codieren, bei dem die Frage nach dem „Was passiert hier“ im Vordergrund steht, wurde beim Auswerten immer explizit auch danach gefragt, was die teilnehmende Beobachterin empfand. Auf diese Weise entstanden, wie in der GTM üblich, eine Vielfalt von Codes, welche sich sowohl auf Affekte wie auch auf alle anderen Aspekte in sozialen Interaktionen beziehen. Diese Codes wurden dann, wie in der GTM vorgesehen, miteinander verglichen und zueinander in Verbindung gesetzt, bis sich die beschriebenen Phänomene entwickelten (vgl. Strauss 1994; Strauss, Corbin 1996).

Obwohl sich dieser Zugang über die GTM gut bewährt hat, scheint es doch gleichzeitig widersprüchlich, subjektive Erfahrungen mit einer Methode zu analysieren, deren Datenbegriff als eher unreflektiert und positivistisch kritisiert wird (vgl. Alvesson, Skoldberg 2000: 20 und 32ff.). Grundlegend für die vorliegende Studie sind deswegen die Ansätze von Charmaz (2011) und Breuer (2010), die den amerikanischen Pragmatismus der GTM von Strauss (1994) bzw. Strauss, Corbin (1996) durch konstruktivistische Positionen weiterentwickelt bzw. verändert haben. Sie argumentieren, dass sich Subjektivität im gesamten Forschungsprozess niederschlägt (vgl. auch Mruck, Breuer 2003; Breuer 2003), und integrieren die durchgängige Selbstreflexion der Forschenden [in Feldprotokollen, Memos und Auswertungsgruppen (vgl. Breuer 2010: 128ff.)] in den Ansatz der GTM. Obwohl sie konstruktivistische Grundannahmen als wesentlich beschreiben und sich von einer „objektivistischen Grounded-Theory-Methodology“ distanzieren (Charmaz 2011: 191-200), bleiben sie gleichzeitig dem Grundprinzip der GTM treu, indem sie das Produkt ihrer Forschung als eine in Daten gegründete Theorie mit dem für GTM typischen Merkmal von zueinander in Bezug gesetzten Kategorien konstruieren. Die Theorie wird

dabei jedoch als eine in Interaktionen und aus Perspektiven heraus konstruierte verstanden und nicht als eine gesehen, die als solche in den Daten läge und nur noch von nicht involvierten Forschenden geborgen werden könne.

Viele Wissenschaftler_innen, welche sich mit Affekten im Forschungsprozess auseinandersetzen, arbeiten eher psychoanalytisch (klassisch: vgl. Devereux 1967) oder tiefenhermeneutisch (vgl. zum Beispiel Bereswill 2003). Sie fokussieren insbesondere innerpsychische Prozesse, welche nicht direkt zugänglich sind³. Der Zugang zu subjektiven Erfahrungen im Rahmen der GTM bedeutet meines Erachtens im Unterschied dazu die Beschränkung auf jene Erfahrungen, welche den Beobachtenden relativ einfach zugänglich sind, in dieser Studie zum Beispiel die deutlich zu spürende Freude oder Verlassenheit (siehe unten). Viele Publikationen zur Autoethnografie, bei der die Subjektivität der Forschenden ja in besonderer Weise im Vordergrund steht, verorten sich schließlich nicht explizit in einer bestimmten Methodologie oder Auswertungsmethode. Manche begründen diesen Verzicht damit, den Umgang mit Emotionen nicht durch wissenschaftliche Gepflogenheiten einschränken zu wollen (vgl. zum Beispiel Burnier 2006: 417; Bönisch-Brednich 2012; als Gegenposition: Anderson 2006).

Nicht nur in Bezug auf die vorliegende Studie bleibt der Zusammenhang zwischen der GTM und der Subjektivität der Forschenden meines Erachtens noch genauer zu klären. Dies betrifft insbesondere die Frage, wie sich das für die GTM konstitutive Ordnen von Codes und Kategorien (das doch immer auch einen „datenhaften“ Zugang bedeutet) auf den Umgang mit der Subjektivität der Forschenden im Forschungsprozess einerseits und mit Affekten als Forschungsgegenstand andererseits auswirkt. Im Gegensatz zur klaren Abgrenzung, die Charmaz (2011) zwischen einer objektivistischen GTM einerseits und einer konstruktivistischen GTM andererseits herstellt, vermute ich, dass die objektivistischen Wurzeln, die Glaser in die GTM eingebracht hat (vgl. Charmaz 2011), den Ansatz weiterhin prägen. Auch das Verhältnis zwischen den subjektiven Erfahrungen der Teilnehmer_innen im Feld (als Teil des Datenmaterials) und der Subjektivität im gesamten Forschungsprozess bleibt noch weiter zu analysieren (vgl. Müller, Witek 2015). Hier wird zuweilen für eine analytische Trennung zwischen den Erfahrungen der Teilnehmenden im Feld und der Analysearbeit am Schreibtisch plädiert (welche die Beobachtungsprotokolle dann wie fremde Dokumente zu analysieren versucht). Jedoch können gerade die vielfältigen Verflechtungen zwischen den Teilnehmenden und den Forschenden zum Gegenstand methodologischer Reflexion gemacht werden. Die vorliegende Studie sieht eher diese Verflechtung, ohne dass wir uns jedoch anmaßen wollen, diese durchdrungen zu haben.

Mehrperspektivität im Lehrforschungsprojekt

Grundlegend für die vorliegende Studie ist ein Forschungsdesign, bei dem mehrere teilnehmende Beobachterinnen ihre Beobachtungen in verschiedenen Engagementbereichen immer wieder zueinander in Bezug setzen. Gerade die Frage nach dem Erleben von Zugängen legt eine Variation von Forscherpersönlichkeiten nahe, weil davon ausgegangen werden kann, dass unterschiedliche Persönlichkeiten Zugangsprozesse unterschiedlich erleben.

Entstanden ist die Studie in einer kleinen Gruppe von zehn Masterstudierenden, welche drei Semester lang zusammen forschten⁴. Das gemeinsame Forschungsthema waren soziale Praktiken im

³ Breuer (2010) geht ausführlich auf Devereux (1967) ein. Es wird meines Erachtens jedoch nicht deutlich, wie er den psychoanalytischen Zugang mit der GTM verbindet.

⁴ Im Masterstudiengang „Bildung und Soziale Arbeit“ an der Universität Siegen ist ein dreisemestriges Forschungsseminar im Modulhandbuch vorgesehen. Das Ziel der Studierenden war es, eine Modularbeit zu schreiben.

bürgerschaftlichen Engagement. Die Studierenden haben zunächst einzeln⁵ Zugang zu engagierten Gruppen gesucht und über teilnehmende Beobachtung typische Interaktionsmuster erforscht. Im Projektverlauf wurden der Vergleich und die Suche nach Bezügen zwischen den Projekten zunehmend wichtiger. Der gemeinsame Fokus auf Zugänge kristallisierte sich im Sinne der GTM somit erst im Laufe des Forschungsprojektes heraus⁶. Die teilnehmenden Beobachterinnen achteten daraufhin genauer darauf, in welchen Kontexten sie das Gefühl bekamen, zur Gruppe dazuzugehören oder aber ausgegrenzt zu werden. In den Ergebnissen zeigt sich schließlich, dass die Praktiken, welche die teilnehmenden Beobachterinnen in besonderer Weise affizieren, auf Wendepunkte in den Zugangsprozessen hinweisen.

Bei der Darstellung der Ergebnisse (siehe unten) vermischen sich verschiedene Stimmen: Es sind zunächst die teilnehmenden Beobachterinnen, die in dichten Beschreibungen ihre Erfahrungen im Feld darstellen. Bei der Rekonstruktion und Analyse sowie beim Vergleich der einzelnen Beispiele spricht die gesamte Arbeitsgruppe, die in wöchentlichen Forschungswerkstätten gemeinsam ausgewertet hat. Durch diesen regelmäßigen Austausch der gleichzeitig stark subjektiv geprägten Beobachtungen bekommt die Studie einen dialogischen Charakter. Die Stimme der Dozentin hat dem vorliegenden Text schließlich seine Form gegeben.

Um die Studierenden auf ihre Forschung vorzubereiten, wurden in zehn Semesterwochen zunächst die methodischen und methodologischen Grundlagen vermittelt. Praktische Übungen (wie das Schreiben von Beobachtungsnotizen über eine gemeinsam erlebte Sequenz) sowie gemeinsame Auswertungen wurden von den Studierenden dabei als sehr hilfreich erlebt – insbesondere um zu verstehen, was Subjektivität im Forschungsprozess bedeutet und wie mit ihr umgegangen werden kann. Die Studierenden führten jeweils fünf Beobachtungen im Feld durch⁷. Dreimal wurden die einzelnen Projekte in der Auswertungsgruppe besprochen: Damit sich die Beobachtungen auf ein bestimmtes Phänomen konzentrieren können, wurde gleich das jeweils erste Beobachtungsprotokoll gemeinsam ausgewertet. Dabei ist es jeweils gelungen, ein Phänomen zu finden, das sich für alle Beteiligten als relevant erwies. Bei der zweiten Auswertungssitzung brachten die Studierenden auf dieses Phänomen hin ausgewählte Beobachtungspassagen sowie erste Auswertungsnotizen mit. Hier stand das axiale Codieren im Vordergrund. In den letzten Sitzungen schließlich wurden Passagen aus verschiedenen Projekten miteinander verglichen. Das axiale und selektive Codieren prägten den Auswertungsprozess somit von Anfang an stärker als bei ethnografischen Projekten mit mehr zeitlichen Ressourcen. Bei allem Bemühen um Offenheit beschränkte sich das offene Codieren schnell auf die Entdeckung neuer Facetten des schon früh festgelegten Phänomens.

⁵ Da ein gemeinsames Ergebnis zwar nicht ausgeschlossen, aber auch nicht explizit geplant war und die Studierenden ein eigenes Projekt realisieren sollten, wählten sie ihr Forschungsfeld je nach individuellem Interesse. Der Studie liegt somit kein geplantes Sampling zu Grunde.

⁶ Für manche Studierenden hatte dies den Nachteil, dass ihre Beobachtungen bzw. ihr Phänomen nicht in diesen gemeinsamen Fokus passten.

⁷ Fünf Beobachtungen im Feld erwiesen sich in diesem Zusammenhang als ausreichend, um ein eingegrenztes Phänomen gut beschreiben zu können.

Ergebnisse

Richtig Arbeiten und nicht im Wege stehen

Das erste Beispiel beschreibt einen Zugangsprozess, den die teilnehmende Beobachterin Anna⁸ als gelingend erlebt. Wesentlich sind für sie die Reaktionen, die sie im Feld erfährt:

Gleich am zweiten Tag fragt mich eine ältere Dame: „Können wir denn jetzt jeden Mittwoch mit deiner Hilfe rechnen?“ Nachdem ich mich auf diese Frage hin etwas aus der Verpflichtung ziehen möchte, bekräftigt sie ihren Wunsch mit den Worten: „Wir sehen sofort, wen wir gebrauchen können, und würden dich gerne in unser Team integrieren.“ Die ältere Dame, die dies sagt, scheint eine zentrale Position innezuhaben: Sie ist eine derjenigen, die Aufgaben zuweisen und rügen, wenn etwas nicht richtig gemacht wird. Auch andere ehrenamtliche Mitarbeiter_innen haben mich an allen fünf Tagen, in denen ich mich engagiert habe, für meine gute Arbeit gelobt und gefragt, ob ich wiederkommen würde.

Deutlich wird: Anna wird im Feld mehrfach, von verschiedenen Personen und mit Nachdruck als eine angesprochen, mit deren Hilfe man gerne rechnen würde, weil sie eine sei, die man „gebrauchen kann“. Was macht nun dieses Feld aus und wie hat Anna agiert, damit sie so schnell als „gern gesehene Mitarbeiterin“ angesprochen wird? Das Feld, zu dem sie Zugang bekam, ist ein Verein, der Lebensmittel sammelt, um sie an Bedürftige zu verteilen. Ein zentraler Arbeitsbereich ist jener, in dem die Lebensmittel in kleine Portionen verpackt werden. Anna wird an ihrem ersten Arbeitstag kurz im Büro von der Koordinatorin begrüßt, bekommt eine Schürze ausgehändigt und wird gleich in den Nebenraum geführt, in dem die Lebensmittel sortiert werden:

Ich werde von einer Dame sofort in die Mangel genommen. Sie sagt zu mir: „Du siehst ja, was zu tun ist, kennst dich aus und denk daran: Was du zu Hause selbst nicht essen würdest, schmeiß weg!“ Ich denke mir: „Nicht wirklich [sehe ich das], aber nun ja, das Ganze kann ja nicht so schwierig sein, so ein bisschen Salat zu sortieren.“ Ich mache mich eifrig an die Arbeit und finde sehr schnell Anschluss. Ich sortiere Tomaten zu Tomaten, Kartoffeln zu Kartoffeln, Joghurt in den Kühlraum usw. Das schimmelige Obst entsorge ich, wie es mir die Dame geraten hat. Dabei stehe ich mit mehreren älteren Damen und manchen Herren um verschiedene Tische herum. Alle sind sehr intensiv mit dem Sortieren beschäftigt.

Anna wird hier angesprochen als eine, „die sieht, was zu tun ist“ – und sie nimmt diese Zuschreibung an, obwohl sie es nicht sofort sieht. Dann aber wird ihr schnell deutlich, dass es sich hier für sie um eine Tätigkeit handelt, welche nicht lange erklärt werden muss. Anna muss nur kurz hinschauen und macht es dann den anderen gleich. Die Abläufe wiederholen sich. Auch bei den weiteren Besuchen ähneln sich die Tätigkeiten: Mal müssen Tomaten in ähnlich große Beutel gepackt, mal Packungen mit Würstchen aufgeschnitten werden, damit diese je zu zweit in einen Beutel gepackt werden, Kisten mit Orangen und Nektarinen werden sortiert und zur Vergabestelle geschleppt. Bei den Tomaten muss Anna kurz nachfragen, wie viele je in einen Beutel kommen und es wird deutlich, dass die Erklärungen hier etwas variieren: von „in etwa ein Kilo“ bis „vier bis fünf Stück“. Auch das Öffnen der Wurstverpackungen mit den Plastikhandschuhen braucht etwas Geschick. Aber hier fragt Anna nicht nach, sondern versucht, es den anderen gleich zu machen. „*Die kriegen es ja schließlich auch alle hin*“, denkt sie.

⁸ Alle Namen wurden anonymisiert.

Bei ihrem dritten Besuch wird sie mit den Worten begrüßt: „*Du kennst dich ja schon gut aus hier.*“ Sie genießt das tolle Gefühl, niemanden mehr fragen zu müssen.

Schon an ihrem zweiten Tag merkt Anna, dass ihr diese Art von Arbeit gefällt: „Ich merke, dass ich mittlerweile Blut geleckert habe und diese Tätigkeit bei einer guten Bezahlung jeden Tag machen würde. Es ist eine gute Ablenkung und man muss an gar nichts denken, sondern nur motorisch arbeiten.“ Manchmal wird die Arbeit aber auch etwas monoton. Dann sieht sie „nur noch Möhren“ und das wissen auch die Engagierten, die schon länger im Feld sind: Hildegard kommt erneut auf mich zu und meint: „Du kannst wahrscheinlich langsam keine Orangen mehr sehen?“ Ich lache und antworte: „Ein bisschen halte ich durchaus noch aus.“ Sie lacht und antwortet: „Das ist schön.“

Ein Förderband, das von außen beladen wird, bringt immer wieder neue Lebensmittel in den Raum, die verpackt werden müssen, bevor die Lebensmittelausgabe beginnt.

Es wird mir schon beim ersten Besuch schnell deutlich, dass der Faktor Zeit eine bedeutende Rolle spielt. Ich arbeite wie ein Tier und gebe mein Bestes. Von Ausruhen kann keine Rede sein. Geschont werde ich als Neue hier nicht. Die Zeiten für die Lebensmittelausgabe müssen strikt eingehalten werden. Als ich am Ende des Tages den Boden kehre, kommt Conny auf mich zu. Sie lobt mich und sagt mir: „So eine Praktikantin haben wir selten hier gesehen.“ Ich frage sie: „Wie meinen Sie das?“ Sie antwortet: „Man merkt sehr schnell, wer arbeiten kann und wer nicht.“ Ich antworte ihr: „Na ja, man tut, was man kann.“ Conny verneint dies und ich gehe nicht länger darauf ein. Motiviert fege ich freiwillig den Boden weiter, der mit vielen Gemüseresten versehen ist. Aber wahrscheinlich war dies die Absicht von Conny.

Das Lob, das Anna nicht nur von Conny bekommt, bezieht sich jeweils darauf, dass sie gut mit anpackt und „fix“ arbeitet. Es bezieht sich nicht auf ihre Persönlichkeit, sondern auf ihre Arbeitsleistung. Angesichts der immer weiter in den Raum strömenden Lebensmittel und dem Zeitdruck, diese rechtzeitig zu verpacken, hat sie den Eindruck, dass ihre Hilfe wirklich gebraucht wird. Als an Ferien- und Feiertagen bei ihrem vierten Besuch weniger Ehrenamtliche da sind, fragt sie sich, ob sie heute alles schaffen werden. Die Arbeit in diesem Verein ist also nicht nur durch einfache⁹ Tätigkeiten gekennzeichnet, die ohne lange Erklärungen erledigt werden müssen. Sie ist auch dadurch geprägt, dass viele Leute gebraucht werden, die mit anpacken können, um die Berge an Arbeit rechtzeitig zu bewältigen. Am Ende des Tages sind alle Lebensmittel verpackt und Anna hat das stolze Gefühl, richtig etwas geleistet zu haben.

Die Arbeit wird weitgehend schweigend verrichtet, sehr konzentriert, fast zu verbissen. Während des ganzen Morgens wird sehr wenig geredet, sondern jeder ist auf sich fixiert und arbeitet schweigend vor sich hin. Ich finde die Atmosphäre sehr wohltuend und genieße die Ruhe. Ich merke, dass hier so viele Leute tätig sind, dass es einfach unmöglich ist, mit jedem in Kontakt zu treten. Mir fällt auf, dass sich die Leute, die dort schon seit längerem tätig sind, zum Teil nicht einmal untereinander kennen. Da falle selbst ich als Neue kaum auf, nur durch mein deutlich jüngeres Alter. Durch den Arbeitsdruck gibt es nur kurze Pausen. Die Mitarbeiter_innen, die im Lager arbeiten, frühstücken generell nie lange, sondern machen sich meist schnell wieder an die Arbeit, weil laufend Ware durch das Rollband in den Keller kommt, welche sortiert und

⁹ Anna erlebt und bewertet die Tätigkeit als einfach. So wird sie ihr auch erst mal präsentiert („du siehst ja...“). Bei der Analyse der Rückmeldungen, die sie im Feld erhält („eine solche Praktikantin haben wir selten hier gesehen“), wird jedoch deutlich, dass dieses aus ihrer Sicht Einfache nicht für alle Körper leicht zu erfüllen ist.

verpackt werden muss, denn die Kund_innen haben auch ihre Abholzeiten und daran müssen wir uns halten.

In diesen Pausen werden manchmal kurze nette Gespräche geführt, und auch zwischendurch beim Sortieren erlebt Anna solche kurzen Gespräche oder freut sich über ein Lächeln. Das ist besonders dann der Fall, wenn jüngere Menschen beteiligt sind (was selten vorkommt). Für ihr Erleben, im Feld dazuzugehören, scheinen diese netten Momente jedoch kaum eine Rolle zu spielen. Was ihr vielmehr immer wieder auffällt, sind „zickige“ Bemerkungen und ein nicht besonders freundliches „Betriebsklima“. Sie erlebt dieses jedoch nicht als hinderlich für ihren Zugang.

An ihrem dritten Arbeitstag darf Anna an der Ausgabetheke helfen. Dort wird ihr ein wesentlicher Unterschied zur Arbeit beim Sortieren und Verpacken deutlich. Viele verschiedene Charaktere fallen ihr auf: Da gibt es zum Beispiel Männer, die Frauen auf den Hintern schauen, und Frauen, die sich darüber lustig machen. Es gibt junge Kunden, die schüchtern sind und vor Scham rot werden, und Thekenmitarbeiter_innen, die versuchen, ihnen diese Scham zu nehmen. Es gibt Kund_innen, die ewig brauchen, bis sie sich entschieden haben, und Thekenmitarbeiter_innen, die darauf reagieren, indem sie Vorschläge machen, damit es vorwärtsgeht.

Beim Sortieren und Einpacken der Waren fallen besondere Charaktere hingegen kaum auf – bis auf eine typische Interaktion. So zum Beispiel als Anna gerade mit vier anderen Menschen Tomaten verpackt:

Als ich erneut in die Kiste hineingreife, um die Tomaten in den Beutel zu packen, platzt eine ältere Dame plötzlich mit den Worten heraus: „Das macht hier keinen Sinn, wenn du in die gleiche Kiste hineingreifst wie ich – da überkreuzen wir uns doch nur.“ Ich denke mir: „Hoppla, bin ich mal wieder auf eine launische ältere Dame gestoßen.“ Ich versuche Ruhe zu bewahren, ignoriere ihren blöden Kommentar und denke mir: „Mit alten Leuten muss man geduldig sein.“ Sie hätte es mir ja auch von Anfang an sagen können und nicht erst nach zehn Minuten. Sie gibt mir eine leere Kiste in die Hand. Ich schiebe sie an das Tischende, um ihr genügend Freiraum zu geben, und mache meine Arbeit weiter. Siegfried, der ebenfalls mit Tomaten verpackt, beginnt ein Gespräch mit mir und wir unterhalten uns kurz. Ich fühle mich gleich viel wohler, als ich feststelle, dass er nicht so launisch ist.

Diese „Anraunzer“ beobachtet Anna öfter – und sie passieren nicht nur ihr. Schnell lernt sie, anderen nicht im Wege zu stehen und versucht, solche Situationen zu vermeiden. Sie nimmt sich jetzt eine eigene Kiste, aus der sie die Waren verpackt oder sortiert, und sucht sich einen Platz, an dem sie niemandem in die Quere kommt. Als sie bei ihrem vierten Besuch „mit übelstem Unterton angepöbel“ wird, weil sie in den „falschen“ Korb gegriffen hat, ordnet sie die Situation bereits ein:

Dies ist also auch eine typische Situation beim Lebensmittelverein, dass man, sobald man was falsch macht, sofort die Quittung dafür bekommt. Ganz egal, wer es ist. Da ich damit mittlerweile bestens vertraut bin, nehme ich diese Dinge nicht zu persönlich. Es hätte anstelle von mir auch jemand anderen treffen können. Sogar die Mitarbeiter_innen, die schon länger dabei sind, geraten wegen solcher Sachen oftmals aneinander. Also so ganz ohne Reiberei scheint es hier wohl nie zu gehen. Ich merke allerdings auch, dass sich für meine Verhältnisse in diesem Raum einfach viel zu viele Mitarbeiter_innen befinden. Der Raum ist nämlich durch die ganzen verstaubten Kisten ziemlich eng.

Als während der Schulferien und an Feiertagen weniger Ehrenamtliche beteiligt sind, fällt Anna auf, dass die Atmosphäre sehr viel entspannter ist. Im Vergleich wird ihr deutlich, dass man sich an den anderen Tagen nur auf die Füße tritt. „Deswegen sind dann alle so unruhig und hektisch hier. Hinzu

kommt das ständige Ein- und Ausgehen der neugierigen Leute, seien es Schulklassen, Kindergärten, Praktikant_innen, Schüler_innen, Student_innen, neue Mitarbeiter_innen etc.“ An den beiden ruhigen Tagen beobachtet sie: „Man merkt hier eindeutig, dass die Stimmung mit wenigen Leuten einfach eine andere ist. Es ist viel ruhiger und entspannter. (...) Für mich ist der heutige Tag ebenso wie für die Mitarbeiter_innen eine angenehmere Arbeitsatmosphäre. Ich merke auch selber an mir, dass ich nicht so nervös wirke, weil man immer auf der Hut sein muss, jemand anderem nicht auf die Füße zu treten bzw. im Weg zu stehen.“

Das Beispiel des Sortierens von Lebensmitteln lädt zu einer ersten Erklärung von Zugängen ein: Die lokale Engagementpraxis ist durch spezifische Handlungsrouninen und Normen geprägt und Anna findet so schnell Zugang, weil sie diese schnell erkennt, sich gut an sie anpasst und nicht „stört“. Die Feldteilnehmer_innen vermitteln diese Normen auch: „Du siehst, was zu tun ist“, sagen sie ihr. Anna kann sie beim zweiten Besuch schon klar benennen: Es geht darum, schnell und gut zu arbeiten und den anderen nicht im Wege zu stehen. Für Erklärungen und persönliche Zwischentöne ist hier keine Zeit. „Ich merke, man fährt hier sehr gut, wenn man sich lediglich auf seine Tätigkeit konzentriert, nicht blöd im Weg steht, blöd guckt und keine blöden Fragen stellt, weil man schließlich mit ein wenig Logik sofort verstehen kann, was zu tun ist.“ Diese Handlungsrouninen und Normen sind maßgeblich durch die Rahmenbedingungen der zu erfüllenden Aufgabe und der Einrichtung gekennzeichnet: Berge von Lebensmitteln müssen in kurzer Zeit verpackt werden und das in einem Raum, der mit vielen Menschen oft zu eng ist. Immer wieder kommen neue Freiwillige, aber auch Besucher_innen hinzu. Dass Anna die Normen gut erfüllt, wird ihr in einer bestimmten Praktik des Lobens von Engagierten zurückgemeldet, welche schon länger zum Feld gehören und die Interaktionen dort expliziter bestimmen als andere. In diesem Lob werden die Handlungsnormen noch einmal bekräftigt: Anna ist willkommen, weil man sie „gebrauchen kann“. In ihrem Erleben ist ihr Zugang also weder durch ihre besondere Persönlichkeit oder die Sympathie mit der Gruppe noch durch bestimmte (zum Beispiel religiöse oder politische) Werte geprägt.

Diese Lesart betont die Bedeutung von stabilisierten „kollektive[n] Handlungsmuster[n] und Gepflogenheiten“ (Hörning 2001: 196). Das Feld ist durch ein „praktisches Verständnis“ (Hörning 2004: 23) und dazugehörige „gemeinsame Kriterien passenden und unpassenden Handelns [geprägt], die vor allem bei Unterscheidungen zur Wirkung kommen“ (Hörning 2004: 23): Anna wird aufgrund ihres „gekonnten“ Handelns (Reckwitz 2003: 290) als „gern gesehene Mitarbeiterin“ eingeordnet und damit gleichzeitig von anderen unterschieden, deren Handeln sich als weniger passend erwiesen hat. Es gelingt ihr als Neuer, das dahinter liegende „Umgangswissen“ (Hörning 2001: 196), also das Wissen darum, wie man sich in dieser bestimmten Situation des Lebensmittelsortierens zu bewegen hat, nicht nur zu erkennen, sondern vor allem auch praktisch umzusetzen, das heißt sich in diesen „bestimmten Situationen routiniert und sicher zu bewegen“ (Hörning 2001: 196). „Der soziale Erwerb solcher Kompetenzen erfolgt im Wesentlichen durch Teilnahme in fortlaufenden Praktiken“ (Hörning 2001: 197): Beim Tomatenpacken lernt Anna, wie man Tomaten packt, also „die Fähigkeiten und Fertigkeiten“, die sie benötigt, „um in der Praxis bestehen zu können“ (HÖRNING 2001: 198). Die Praktik des Sortierens wird zum „Ort“, an dem ihr der Sinn des schnellen Arbeitens und des Nicht-im-Wege-Stehens einsichtig wird (Hörning 2004: 20). Im Gegensatz zur theoretisch oft deklarierten Implizitheit der die Situationen im Feld prägenden Handlungskriterien werden diese in der Verpackungsstation jedoch laut und barsch deklariert.

Eine Idee der Passung liegt auch vielen Projekten zur Förderung bürgerschaftlichen Engagements zu Grunde: Bei der Vermittlung von Engagierten, zum Beispiel in Freiwilligenagenturen wird nach einer Übereinstimmung zwischen den Kompetenzen von Engagementinteressierten und den Anforderun-

gen in den Engagementbereichen gesucht. Das Beispiel von Anna scheint diese Auffassung zu bestätigen. Das folgende Beispiel soll jedoch diese Lesart irritieren und eine zweite Interpretationsfolie für Zugangsprozesse vorschlagen. Dabei wird deutlich werden, dass nicht immer ein so enger Zusammenhang zwischen den zugangsstrukturierenden sozialen Praktiken (hier des Hinsehens, Zupackens und Nicht-viele-Worte-Machens) und den im Engagement zu bewältigenden Aufgaben besteht.

Intime Gespräche zeigen, wer zur Familie gehört

Klara sucht Zugang zu einem offenen Mädchenhaus mit einer Vielzahl von Angeboten. Neben einem festen Kreis an Hauptamtlichen sind dort wechselnde Praktikantinnen und Ehrenamtliche tätig. Zu ihrem ersten Arbeitstag geht sie mit großer Aufregung – und verlässt das Haus mit ebenso großer Begeisterung für ihr neues Tätigkeitsfeld. In diesem ersten Gespräch wird Klara zunächst begrüßt und anschließend wird ihr die Einrichtung erklärt. Die Begrüßung löst bei Klara sehr deutliche Gefühle der Freude und des Willkommenseins aus. Dies lässt sich auf konkrete Praktiken zurückführen: Die Leiterin der Einrichtung und die Mitarbeiterinnen reagieren auf Klara sehr spontan mit viel Lächeln, Lachen und freundlichen Worten. Klara erlebt dies als große Herzlichkeit. Sie freut sich auch darüber, dass sie sich an sie erinnern, dass sie Bescheid wissen, wer sie ist. Bei der anschließenden kurzen Vorstellung der Einrichtung betonen die Leiterin und ihre Mitarbeiterinnen das familiäre Klima und beschreiben dieses anhand von bestimmten Umgangsweisen, die sie positiv hervorheben: alle duzen sich; die Tür des Chefzimmers stehe für alle offen und der Raum werde „von allen“ und „gerne“ als „Gemeinschaftsraum“ genutzt. Sie erzählen, dass alle gerne zur Arbeit kommen und auch privat miteinander befreundet sind. Klara wird mit Enthusiasmus eine Gruppe präsentiert, bei welcher die Hierarchien zwischen Leiterin und Mitarbeiterinnen niedrig sind und bei der sich alle mögen und gerne treffen und zusammenarbeiten.

Diese Inszenierung von Freundlichkeit und eines familiären Arbeitsklimas beim ersten Termin gibt Klara gleich das Gefühl, willkommen und in die Gruppe integriert zu sein. Ihre Ängste und Unsicherheiten fallen bei diesem Gespräch von ihr ab, sie freut sich auf die Zusammenarbeit mit diesem Team. Ab dem dritten Besuch jedoch fühlt sie sich zunehmend unwohl und verspürt ein immer größeres Unbehagen, die Einrichtung zu besuchen. Sie findet Ausreden, um den Besuch zu verschieben. Wie ist es zu diesem Umschwung gekommen?

Als Klara vor ihrem fünften Besuch zu Hause mit sich hadert, ob sie die Einrichtung besuchen soll, hat sie eine bestimmte Szene im Kopf, die sie auch dieses Mal vorzufinden erwartet: „Die Kinder freuen sich, mich zu sehen, während die Betreuerinnen kaum ein Wort mit mir wechseln und mich zu ignorieren scheinen. Ich fühle mich nicht willkommen und völlig überflüssig in dieser heilen Familienwelt.“ Das familiäre Klima, auf das sie sich nach dem ersten Gespräch gefreut hat, beobachtet sie in der Einrichtung vor allem in intimen Gesprächen zwischen den anderen Betreuerinnen. Ob im Spielzimmer, draußen auf dem Spielgelände oder in der Kinderküche: Fast immer sitzen die Betreuerinnen zu zweit, manchmal auch zu dritt zusammen und unterhalten sich über persönliche Dinge. Aber Klara ist in diese Gespräche nicht einbezogen. So sitzt sie an ihrem ersten Tag mit Vanessa, einer Betreuerin, in der Kinderküche mit zwei Kindern und bereitet eine Suppe vor:

Die Tür steht offen, wie fast immer in dieser Einrichtung. Während die Kinder die Möhren schälen, habe ich ein bisschen Zeit, um mich mit Vanessa zu unterhalten. Ich stelle belanglose Fragen zum Mädchenhaus und ihrer Arbeit hier. Zwischenzeitlich kommt Claudia dazu und beide beginnen ein sehr intimes und privates Gespräch. Ich kann nicht alles verstehen, da ich ein wenig entfernt sitze und wohl auch nicht alles hören soll. Ein wenig verstehe ich aber doch und höre, dass sie sowohl über ihre Lebenspartner als auch über Probleme zu Hause reden.

Während sie dieses Gespräch an ihrem ersten Tag noch als Zeichen des allgemeinen familiären Klimas deutet und sich darüber freut, fühlt sie sich schon an ihrem zweiten Tag durch solche Gespräche ausgeschlossen. Wenn sie mit Kindern in einem Raum spielt, gehen andere an ihrer offenen Tür vorbei – aber nie kommt jemand hinein und setzt sich zum Plaudern zu ihr hinzu.

Noch deutlicher wird dies bei ihrem vierten Besuch:

Die Kinder rennen wie so oft gleich freudig auf mich zu. Sie wollen auf den Spielplatz und so gehe ich gemeinsam mit ihnen hin. Claudia sitzt bereits draußen auf einer Mauer und unterhält sich mit zwei anderen Betreuerinnen. Sie beachtet mich jedoch herzlich wenig. Zunächst will ich ein „Hallo“ zurufen, aber als sie mich sieht, guckt sie weg. Vielleicht bilde ich mir das auch nur ein. Jedenfalls will ich nicht stören. Denn die anderen beiden Mitarbeiterinnen haben mit mir von Anfang an nicht viel geredet. Also rufe ich nichts. Außerdem habe ich ja den Kindern versprochen, ihnen zuzusehen. Ich sitze also auf dem Boden am Rand der Schaukeln und beobachte die Mädchen. Hinter mir unterhalten sich Claudia und die beiden anderen Betreuerinnen. Ich fühle mich ausgeschlossen und denke über das familiäre Klima nach, das wohl doch nicht so offen und freundlich ist, wie alle behaupten. Zumindest nicht für „Nicht-Eingeweihte“ oder Außenstehende. Ich überlege, ob ich zu den drei Frauen gehen sollte, um ein Gespräch anzufangen, aber das ist mir auch zu blöd. Ich möchte sie ja in ihren Privatgesprächen nicht stören. Zudem haben sie aus meiner Sicht durch ihr Verhalten deutlich gemacht, dass ich nicht dazugehöre. Ich fühle mich sehr unwohl und irgendwie unerwünscht. Wie ein Eindringling in der „heilen“ Familie. Ich bin froh, dass ich die kleinen Mädchen habe, die sich wenigstens freuen, wenn ich komme.

Klaras Erleben von Ausgeschlossenensein ist für sie deutlich in den intimen Gesprächen der Betreuerinnen begründet, in die sie nicht eingebunden wird. Die Intimität der Gespräche führt dazu, dass sie nicht stören will und deswegen keinen Kontakt aufnimmt – im Gegensatz zu einem „belanglosen“ Gespräch, zu dem man sich einfach dazugesellen kann. Gleichzeitig überlegt sie hin und her, ob sie nicht doch einfach hingehen soll ... Die Erfahrung des Ausgeschlossenenseins ist auch dadurch bedingt, dass die „Familienmitglieder“ keinen Kontakt zu ihr aufnehmen, also zum Beispiel nicht hochblicken, vielleicht sogar wegschauen, wenn sie in diese Art von Gesprächen vertieft sind. Diese Gespräche werden mit leiser Stimme geführt, sie sind nicht für alle Ohren bestimmt. Wenn sie nicht an solchen Gesprächen beteiligt sind, grüßen die anderen Klara oft freundlich, und gelegentlich führt sie kurze, freundliche Gespräche mit unterschiedlichen Personen, aber diese bleiben eher oberflächlich und beziehen sich zumeist auf die Einrichtung. Diese kurzen Momente der Freundlichkeit haben keinen nachhaltigen Einfluss auf Klaras Erleben von Ausgeschlossenensein. Relevanter ist für sie, dass manche Betreuerinnen sie kaum beachten.

Dass die intimen Gespräche für Klara zum Beweis der Zugehörigkeit werden, wird an einer Situation besonders deutlich: Als sie längere Zeit mit einer anderen Frau in der Küche sitzt und alle Betreuerinnen an der offenen Tür vorbeigehen, schließt sie daraus, dass auch diese Frau nicht zur „Familie“ gehört. Sie unterscheidet nach wenigen Besuchen zwischen „Familienangehörigen“, die durch die offene Tür hineinkommen und sich zu Gesprächen zu anderen „Familienangehörigen“ dazusetzen, und anderen, die nicht in diese Gespräche eingebunden werden, zu denen sich niemand setzt, außer jenen, die ebenfalls nicht zum inneren Kreis der „Familie“ dazugehören. Freundliche Gespräche mit einer der vielen Frauen in der Einrichtung, die nicht zu diesem engeren Kreis gehören, führen für Klara somit auch nicht zu einem Gefühl der Zugehörigkeit. Auch dass die Kinder jeweils auf sie zustürmen und mit ihr spielen wollen, ändert nichts an ihrem Gefühl des Ausgeschlossenenseins.

An diesem Beispiel wird zunächst deutlich, dass das, was die Zugangsuchende als wesentlich erlebt, sich nicht mit den Inszenierungen der etablierten Feldteilnehmerinnen deckt: Deren Strategie der Begrüßung besteht in der Herzlichkeit des ersten Gespräches. Diese erfüllt zunächst auch ihren Zweck (Klara fühlt sich willkommen und freut sich auf die Arbeit), gerät im Verlauf des Zugangsprozesses jedoch in deutlichen Kontrast zu Klaras Alltagserfahrung des Ausgeschlossenseins. Es ist gerade diese Betonung des familiären Klimas und das Versprechen des ersten Gespräches, welche den Ausschluss aus den intimen Gesprächen für Klara so bedeutsam macht. Die Einrichtung wurde als ein Ort präsentiert, der mehr bietet als die inhaltliche Aufgabe der Kinderbetreuung und an dem neben der Differenz zwischen Erwachsenen und Kindern keine Unterschiede eine Rolle spielen.

Im Vergleich mit dem ersten Beispiel und der Idee einer Passung von individuellen Kompetenzen zu Aufgaben im Feld wird weiterhin deutlich, dass die zentrale Aufgabe im Feld (die Betreuung der Kinder) für Klaras Erleben des Zugangs zum Mädchenhaus wenig bedeutsam scheint: Dass die Mädchen jeden Tag auf sie zustürmen und mit ihr spielen wollen, ändert wenig an ihrem Empfinden von Nichtzugehörigkeit. Relevant werden für sie vielmehr die intimen Gespräche unter den Betreuerinnen. Klara erlebt, wie anhand dieser spezifischen sozialen Praktik eine Grenze gezogen wird zwischen denjenigen, die zum inneren Kreis der „Familie“ gehören, und denjenigen, die von diesem Kreis ausgeschlossen bleiben – unabhängig davon, wie gut sie die Aufgabe der Kinderbetreuung erfüllen. Sie erfährt eine Praxis, die sich auf die Reproduktion von intimen Beziehungen bezieht. In Klaras Erleben wird deutlich, dass nicht allein Fertigkeiten und die Bereitschaft zur Erfüllung ihrer Aufgaben für die Herstellung von Engagement von Bedeutung sind, sondern auch das Erleben von Zugehörigkeit. Die Zugehörigkeit zu einem inneren Kern der „Familie“ wird in diesem Mädchenhaus also nicht über gute Arbeit hergestellt, sondern über die soziale Praktik intimer Gespräche, die jedoch in keinem erkennbaren Zusammenhang zur inhaltlichen Aufgabe des Engagements stehen.

Der Grund für Klaras Ausschlusserleben ist dabei nicht, dass Klara nicht wüsste, wie solche Gespräche geführt werden, ihr also das implizite Wissen zum angemessenen Partizipieren an den intimen Gesprächen fehlen würde, sondern dass die Gesprächspraxis in einer bestimmten Weise Beziehungen herstellt. Die einen reden mit gedämpfter Stimme, ohne die anderen zum Gespräch einzuladen. Die anderen verstehen und akzeptieren die implizite Botschaft, dass sie „nicht alles hören sollen“. Intime Gespräche setzen immer auch Nicht-Eingebundene voraus: Die leisen Stimmen, die abgewendeten Blicke signalisieren, dass die Gespräche nicht für Klara bestimmt sind – und diese Rolle der Nicht-Eingeweihten versteht und übernimmt sie. Sie geht nicht hin (obwohl sie den Reiz verspürt, es zu tun), sie redet nicht mit. Die soziale Praktik des intimen Gespräches ist eine Praktik, in der alle Beteiligten *gemeinsam* eine Unterscheidung zwischen den Eingeweihten und den Ausgeschlossenen herstellen und aufrechterhalten. Um diese Unterscheidung herum organisiert sich im Verlauf Klaras Wahrnehmung. Das Beispiel verdeutlicht auch, dass die Einnahme dieser Position mit starken Affekten verbunden ist. Das Leiden am Ausgeschlossensein ist so groß, dass Klara trotz ihrer Verpflichtung nicht mehr ins Mädchenhaus gehen, sich nicht mehr in dieser Weise negativ affizieren lassen will.

Vor diesem Hintergrund können wir das Beispiel der Lebensmittelstation nun neu lesen: Im Gegensatz zum Mädchenhaus hatte das Fehlen intimer Gespräche für Anna zwar keinerlei ausgrenzende Bedeutung. Aber auch dort positionieren die zugangsstrukturierenden Praktiken die Akteur_innen zueinander anhand der Differenz von solchen, die „arbeiten können“ und solchen, die im Wege stehen. Anna wird angesprochen als eine, die „schon sieht, was zu machen ist“, und positioniert sich selbst als eine, die das selbstverständlich gleich sieht. Diese Selbstpositionierung als eine, die richtig mit anpacken kann, zieht sich durch viele ihrer Beschreibungen. Die Differenzierung wird mit dem Mittel des Lobes („wir sehen schon, wen wir brauchen können“) expliziert. Und die Norm übernimmt

auch Anna in ihr Schema der Beurteilung von sich und den anderen: „Was ist denn schon dabei?“, scheint ihre Aussage zu besagen, „das ist doch normal, dass man einfach mit anpackt“. Sie ist dabei an der Differenzierung zwischen Schaffenden und Im-Wege-Stehenden involviert. Annas Positionierung ist ebenfalls mit deutlichen Affekten, vor allem mit Stolz verbunden. Auch im Lebensmittelverein stellt sich das Engagement also nicht allein über die inhaltliche Aufgabe her, sondern über das Erleben von Zugehörigkeit. Die dieses Erleben konstituierende Differenz wird genauso in Praktiken hervorgebracht. Diese stehen jedoch in einem deutlicheren Zusammenhang zur inhaltlichen Aufgabe des Engagements.

Schön, dass du dabei bist!

Melanie hat Zugang zu einem Stadtteilhaus gesucht, bei dem Ehrenamtliche unterschiedliche Projekte betreuen. Sie hat dazu an den regelmäßigen Teamsitzungen der Ehrenamtlichen teilgenommen, bei denen diese Projekte besprochen und koordiniert werden. Bei ihrem dritten Treffen hat sie deutlich das Gefühl, als Mitglied des Stadtteilhauses angenommen worden zu sein, obwohl sie sich nicht selber bei den Aktivitäten engagiert. Ihr Erleben des Angenommenseins ist mit dem eines freundlichen Ortes eng verbunden. Bei ihrem ersten Besuch fallen ihr zunächst die freundlich gestalteten, hellen Räume positiv auf. In diesen beobachtet sie eine Gruppenleiterin, welche sich mit vielen kleinen Gesten um das Wohlergehen der Ehrenamtlichen und eine gemütliche Atmosphäre kümmert – mit Keksen, freundlichen Worten und Umarmungen bis hin zu besonderen Anlässen wie Geburtstagsfrühstücken – und Ehrenamtliche, die sich zum Beispiel gegenseitig erkundigen, wie es jemandem geht, der fehlt.

In die freundliche Sorge um das Wohlergehen wird Melanie gleich zum Ende ihres ersten Besuchs einbezogen:

Michaela, die Gruppenleiterin, fragt mich im Büro in einem auf mich äußerst freundlich wirkenden Tonfall, wie es denn heute so für mich war. Ich antworte ihr, dass ich es sehr schön fand und dass ich begeistert bin, wie offen mich die gesamte Gruppe aufgenommen hat. Michaelas Gesicht zeichnet ein Lächeln und sie entgegnet mir, dass es sie ebenfalls freut, dass es so gut gelaufen ist, und sie sich schon auf das nächste Mal freut. Sie verabschiedet mich mit einer herzlichen und sehr angenehmen, weichen Umarmung. Dann geht sie aus dem Büro und erzählt den anderen, dass ich mich sehr wohl gefühlt habe und begeistert war, wie offen sie mich aufgenommen haben. Sie sagt dies einfach in die Runde der noch Anwesenden. Ich höre, wie die Teilnehmer_innen sich über die positive Rückmeldung freuen und lachen: „Das ist ja schön zu hören!“ oder „Das freut mich!“ Genau zur selben Zeit komme auch ich aus dem Büro heraus und blicke den freundlichen und zufrieden wirkenden Gesichtern der noch anwesenden Teilnehmer_innen entgegen. Ich erwidere den freundlichen Gesichtsausdruck und grinse ebenfalls und bin einfach nur erleichtert. Ich verabschiede mich, indem ich ein fröhliches „Tschüss und bis zum nächsten Mal!“ in die Runde rufe. Die Ehrenamtler_innen haben bereits den Tisch für die nächste Aktivität eingedeckt und verabschieden mich ebenfalls freundlich. Ich verlasse die Einrichtung mit einem guten Gefühl und bin erleichtert, dass der erste Schritt gemacht ist und es so gut gelaufen ist.

Als bei ihrem dritten Besuch ihre Teilnahme am Sommerfest besprochen wird, dem alle gestresst entgegenfiebert, hat Melanie den Eindruck, als Teammitglied in der Gruppe angekommen zu sein:

Mit einem Lächeln im Gesicht erzählt die Teamleiterin Michaela den anderen, dass sie mich im Vorfeld gefragt hat, ob ich beim Sommerfest auch mithelfen möchte, und dass ich nun auch dabei bin. Die Teilnehmer_innen gucken erfreut und sagen Dinge wie: „Oh, das ist ja schön!“. Michaela fährt fort, dass sie mir das Kinderschminken aufs

Auge gedrückt hat und lacht: „Aber ich habe sie natürlich im Vorfeld gefragt, ob sie das machen will. Und sie kriegt ja jemand Zweites zur Seite!“ Ich lache und antworte, dass ich das gerne machen kann, ich aber nicht so kreativ sei und hoffe, dass ich es trotzdem einigermaßen gut hinbekomme. Die Teilnehmer_innen lachen und Karin sagt zu mir, dass ich den Kindern einfach sagen soll, dass sie viel Fantasie brauchen. Dem stimme ich zu: „Ich werde es versuchen.“ Dorothea sagt in die Runde, dass sie gerne mit mir zusammen das Schminken übernehmen würde, sich jedoch schon für den Grill eingetragen habe. Daraufhin entgegne ich, es sei für mich auch kein Problem, sich abzuwechseln. Michaela meint, dass sie Dorotheas Wunsch zur Kenntnis genommen hat, und teilt sie für eine gewisse Zeit ebenfalls beim Kinderschminken ein. Zu mir sagt sie, dass ich nicht zu wechseln brauche. Ich freue mich, weil ich nun weiß, dass ich bereits jemanden kenne, der das Kinderschminken gemeinsam mit mir übernimmt.

In der ersten Sequenz drücken die Gruppenmitglieder gemeinsam ihre Freude darüber aus, dass sich Melanie wohl gefühlt hat. In der Zweiten freuen sie sich darüber, dass sie bei dem wichtigen Fest dabei sein wird. An diesen und vielen weiteren Beispielen aus diesem Projekt, in denen die Teilnehmer_innen sich gegenseitig Freude bekunden, sich zu sehen oder gemeinsam etwas zu tun, wird deutlich, wie diese Freundlichkeit permanent hergestellt wird: Dazu benötigen die Feldteilnehmer_innen viel Lächeln, Lachen, freundliche Worte und Umarmungen. Ein Satz oder eine Geste reichen nicht aus, notwendig sind vielmehr längere Interaktionen. Während die Teamleiterin zum Beispiel die Nachricht über die Teilnahme am Fest verkündet und sie mit dem entsprechenden Lächeln als eine freudige bewertet, bestätigen die anderen dies mit ihrer Mimik und bewertenden Sätzen. Auf die Einschränkung von Melanie, die sich ihrer Kompetenzen gar nicht so sicher ist, reagiert die Gruppe mit einem Scherz und viel Lachen. Es wird deutlich, dass Freundlichkeit nicht nur einseitig von den etablierten Engagierten geleistet wird – die beschriebenen Sequenzen funktionieren vielmehr nur, weil Melanie auf jede Darbietung reagiert, weil sie zurücklächelt, weil sie auf die Frage nach ihrem Wohlergehen antwortet und betont, dass es ihr gut gefallen hat. Dass Melanie in diese Herstellung von Freundlichkeit so reibungslos eingebunden wird, führt bei ihr zu einem guten Gefühl und dazu, dass sie den ersten Schritt in diese Gruppe als „gut gelaufen“ bewertet und sich nach der dritten Sitzung als zugehörig erlebt – obwohl sie sich selber noch nicht engagiert, sondern nur im Planungsprozess dabei war.

In weiteren Beobachtungsprotokollen wird deutlich, wie diese Herstellung von Freundlichkeit durch Wiederholungen aufrechterhalten wird: Bei zufälligen Begegnungen in der Stadt wird Melanie von anderen Engagierten angesprochen, die explizit bekunden, dass sie sich freuen, sie zu sehen, und sie in ein Gespräch verwickeln. Bei den Treffen wird sie umarmt, die Leiterin betont, dass sie sich über das Wiedersehen freut. Sie nimmt teil an kurzen Gesprächen, in denen jemand ihr etwas von sich erzählt und sie Anteil nimmt oder wenn jemand nach ihrer Prüfung fragt und sich mit ihr freut. Explizierte oder von Melanie gefühlte Freude prägen ihre Beobachtungsnotizen an vielen Stellen.

Während die Praktik der intimen Gespräche als eine implizite Grenzziehung analysiert werden kann (niemand sagt Klara explizit, dass sie nicht dazugehört), ist für Melanies Erleben eines gelungenen Zugangs zu den Teamsitzungen des Stadtteilhauses eine soziale Praktik bedeutsam, in der Zugehörigkeit über die Teilnahme an den Praktiken der gegenseitigen Anteilnahme hergestellt wird. Darüber hinaus wird im Unterschied zu den anderen Beispielen deutlich, dass die Teilhabe an den zugangsstrukturierenden, also den für die Zugehörigkeit als relevant erlebten Praktiken eine so vorrangige Bedeutung haben kann, dass sogar das Vorhandensein aufgabenbezogener Fertigkeiten verzichtbar scheint. Melanie positioniert sich als „nicht so kreativ“, aber bereit sich etwas „aufdrücken“ zu lassen, also unabhängig von ihren Fähigkeiten einen Beitrag zu leisten. Sie signalisiert ihre Unterstützungsbe-

reitschaft und dies wiederum wird durch Anteilnahme und Unterstützungsangebote der erfahreneren Engagierten honoriert.

Dass der Zugang in diesem Beispiel über die gemeinsame Herstellung von Freundlichkeit als Anteilnahme geschieht (und nicht über das „richtige“ Durchführen einer Aufgabe), kann darin begründet liegen, dass in diesen Teamsitzungen geplant, also über Aufgaben nur geredet wird. Die Gruppenleiterin (welche diese soziale Praxis wesentlich initiiert) muss die Ehrenamtlichen motivieren, denn diese sind nicht durch einen Vertrag an ihre Tätigkeit gebunden. Für ein positives Gruppenklima zu sorgen und den Ehrenamtlichen Anerkennung zu vermitteln, gehört deswegen typischerweise zu den Leitungsaufgaben solcher Gruppen.

Fazit: Subjektive Erfahrungen zur Erforschung von Zugangsprozessen

Im Ergebnis zeigt die Studie, wie die subjektiven Erfahrungen der Forschenden als involvierten Teilnehmer_innen im Feld und der Fokus auf Affekte zum Erkenntnisgewinn beitragen können: Zunächst wird deutlich, dass Zugangsprozesse zu bürgerschaftlichem Engagement mit starken Affekten einhergehen. In den verschiedenen Fallbeispielen werden Zugänge entweder als gelingend oder misslingend erlebt – und dieses Erleben ist stark affektiv gefärbt. Ohne das Leiden von Klara unter dem Ausgegrenztsein, weil sie an dem versprochenen „Familienleben“ nicht teilhat, ohne die Freude, den Stolz und den Eifer von Anna beim Tomatensortieren und ohne das wohlige Gefühl des in Freundlichkeit Eingebettetseins von Melanie können wir die Bedeutung ihrer Zugangsprozesse nicht erfassen.

Es wird deutlich, dass die affektive Dimension einen guten Zugang für die Analyse der für den Zugangsprozess (wörtlich) entscheidenden Praktiken eröffnet. Aus einer weniger involvierten, Interaktionen eher von außen beschreibenden und nicht auf Affekte fokussierten Ethnografie können verschiedene Praktiken zwar als typisch für die jeweilige Einrichtung oder Aufgabe analysiert werden. Erst durch die selektive Wahrnehmung des/der involvierten Forschenden kann jedoch nachvollzogen werden, was für den Zugang als relevant erlebt wird. Nur durch das subjektive Erleben von Klara erfahren wir, dass gerade das Ausgeschlossenensein aus den intimen Gesprächen für ihr Erleben des misslingenden Zugangs so wichtig ist – während die Kinder, die sich begeistert auf sie stürzen, für ihr Gefühl der Zugehörigkeit kaum Bedeutung haben. Von außen hätten diese Gespräche genauso gut als Ablenkung, als Störung der „eigentlichen“ Arbeit mit den Kindern bewertet werden können. Über das Erleben von Anna erfahren wir, dass sie die Anraunzer der Älteren zwar als unangenehm erlebt – aber das Gefühl gelobt zu werden, weil sie richtig mit anpacken kann, um ein Vielfaches stärker und motivierender wirkt. Affekte zeigen dabei die Prozessualität an, sie verweisen auf die Wendepunkte der „Verlaufskurve“ des Zugangsprozesses.

Die vorliegende Analyse von Zugangsprozessen zeigt darüber hinaus, dass die Praktiken, die als besonders affizierend erlebt werden, solche sind, die die Neuen im Feld für den Zugang relevant positionieren. Es sind Praktiken, die unterscheiden zwischen jenen, die richtig mit anpacken, und jenen, die dies nicht tun; zwischen jenen, die in Persönliches eingeweiht werden, und denen, die aus ihnen ausgeschlossen bleiben oder anhand derer alle in eine Praktik wechselseitiger Anteilnahme aufgenommen werden. Die soziale Praktik affiziert also in besonderer Weise, weil sie Positionen im Feld zuweist. Je nach Position und Perspektive erhalten Praktiken somit eine unterschiedliche affektive Bedeutung. Während für Klara die Außenseiterrolle mit Leiden verbunden ist, ist das Erleben von Stolz für Anna besonders wichtig. Es kann vermutet werden, dass diese Affekte das Erleben von langjährig Engagierten weniger deutlich prägen oder auch gar nicht, wenn sie in einer Position der Zugehörigkeit (zum

Beispiel als Eingeweihte) in die soziale Praktik involviert sind. Wenn die Frage nach den Zugangsprozessen also zunächst deutlich gemacht hat, wie in sozialen Praktiken verschiedene Positionen im Feld hergestellt werden, so zeigt der Fokus auf Affekte, dass die Praktiken, welche die Teilnehmenden stark affizieren, diejenigen sind, die zugangsstrukturierend wirken.

Der Vergleich mit Schatzkis praxistheoretischem Verständnis von Partizipation macht an dieser Stelle den Unterschied zwischen der Theaterperspektive und der Teilnehmer_innenperspektive (vgl. Alkemeyer et al. 2015) deutlich: Schatzki (2002: 84f.) betont, dass die Frage, wer an einer sozialen Praktik teilhat, gerade nicht durch die Meinung der Beteiligten beantwortet werden kann – diese können vielmehr irren. Teil an einer sozialen Praktik hat aus seiner praxistheoretischer Argumentation jeder, der eine Handlung aus einem Bündel an Handlungen ausführt, die über einen gemeinsamen Sinn, Regeln und eine teleoaffektive Struktur organisiert sind. In dieser praxistheoretischen Lesart hat Klara also sehr wohl teil an den intimen Gesprächen – diese existieren als solche ja gerade nur über das außenstehende Publikum. Gleichzeitig erlebt sich Klara als nicht zugehörig zur Gruppe. Die Frage nach der Teilnahme an der Praxis unterscheidet sich also von der Frage nach der Herstellung von Zugehörigkeit bzw. einer Grenzziehung – die in sozialen Praktiken vollzogen wird und an der sowohl Zugehörige wie auch nicht-Zugehörige gemeinsam beteiligt sind (vgl. zum Beispiel Kelle 1997).

Zusammenfassend machen die Beispiele deutlich, wie Engagement fortlaufend hergestellt wird und wie das engagierte Subjekt in den Engagementpraktiken seine Existenz gewinnt. Das Beispiel des Lebensmittelvereins zeigt zunächst die Bedeutung der (körperlichen) Bereitschaft, die es ermöglicht, seinen Platz im Engagement zu finden. Der sozialisierte Körper der Teilnehmerin ist in der Lage, sich in die Engagementpraxis einzugliedern und den Anforderungen (sehen, was zu tun ist, zupacken und nicht viele Worte verlieren) gerecht zu werden. Hier sind es Praktiken, die in einem engen Zusammenhang zu den tagtäglichen Notwendigkeiten der Arbeitsteilung und -organisation stehen, die die Teilnehmerin besonders affizieren. Diese Praktiken erweisen sich als zentral für den Zugang. Am Beispiel des Mädchenhauses wird demgegenüber deutlich, dass eine solche *skilled performance* für den Zugang keine besondere Rolle spielt, da hier das Erleben von Zugehörigkeit zentral ist. Auch Zugehörigkeit wird in Praktiken hergestellt (die ebenso ein implizites Wissen und sozialisierte Körper voraussetzen). Der Vergleich beider Beispiele zeigt, dass auch im Lebensmittelverein Zugehörigkeit über die Differenzierung „wer arbeiten kann und wer nicht“ produziert wird. Während die zugangsstrukturierenden Praktiken der Herstellung von Zugehörigkeit im ersten Beispiel eng mit der inhaltlichen Aufgabe (dem Verpacken von Lebensmitteln) verbunden sind, ist ein solcher Zusammenhang im Mädchenhaus nicht erkennbar. Das Beispiel des Stadtteilhauses zeigt gar, dass die Praktiken zur Herstellung von Zugehörigkeit so vorrangig sein können, dass körperliche Fertigkeiten zur Erledigung einer Aufgabe für das Zugehörigkeitserleben und damit den Zugang nicht nötig sind. Dies zeigt zunächst, dass die Beziehung zwischen den zugangsstrukturierenden Praktiken und den Aufgaben im Engagement variiert. Die unterschiedlichen Ausprägungen dieser Beziehung verweisen auf unterschiedliche Engagementkulturen. Wir verstehen Engagementkultur dabei als einen sich in spezifischen Kontexten ausbildenden Zusammenhang sozialer Praktiken, welche die Beteiligten in unterschiedlicher Weise affizieren. Dies sehen wir zunächst unabhängig von sozialen Kategorisierungen wie Religionszugehörigkeit, Ethnizität oder parteipolitischer Ausrichtung (wie sie oft im Zusammenhang mit dem Kulturbegriff vermutet werden), genauso wie die jeweilige Engagementkultur nicht allein über die inhaltliche Aufgabe definiert ist.

Diese Ergebnisse verweisen auf offene Fragen: Sie betreffen zunächst das spezifische Verhältnis von zugangsstrukturierenden Praktiken zu den inhaltlichen Engagementaufgaben. Dieses kann als ein wichtiges Element von Engagementkulturen begriffen werden, das noch weiterer Erforschung bedarf.

Auch die Zusammenhänge zwischen dem Engagement als solchem und Aufgabenbezug einerseits sowie Zugehörigkeit andererseits bleiben weiter zu erforschen. Und obwohl deutlich geworden sein sollte, dass Affekte in den sozialen Praktiken verortet (also keine individuellen Eigenschaften) sind (vgl. RECKWITZ 2015), so bleibt als offene Frage zum Weiterforschen gleichwohl, ob für Zugang und Verbleib in einem Engagementkontext immer dieselbe Differenzierung (die in Praktiken hergestellt wird) entscheidend ist, oder ob in anderen Erfahrungsprozessen (zu anderen Zeiten oder von anderen Zugangsuchenden) auch andere Differenzierungen relevant werden.

Literatur

- Alkemeyer, T., Buschmann, N., Michaeler, M. 2015: Kritik der Praxis. Plädoyer für eine subjektivierungstheoretische Erweiterung der Praxistheorie. In T. Alkemeyer, V. Schürmann, J. Volbers (Hg.), Praxis denken. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 25–50.
- Alvesson, M., Skoldberg, K. 2000: Reflexive methodology. New vistas for qualitative research. London: SAGE Publications Ltd.
- Amann, K., Hirschauer, S. 1997: Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In S. Hirschauer, K. Amann (Hg.), Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 7–52.
- Anderson, L. 2006: Analytic autoethnography. *Journal of Contemporary Ethnography*, Vol. 35, No. 4, 373–395.
- Bereswill, M. 2003: Die Subjektivität von Forscherinnen und Forschern als methodologische Herausforderung. Ein Vergleich zwischen interaktionstheoretischen und psychoanalytischen Zugängen. *sozialer sinn*, Heft 3, 511–532.
- Bönisch-Brednich, B. 2012: Autoethnografie. Neue Ansätze zur Subjektivität in kulturanthropologischer Forschung. *Zeitschrift für Volkskunde*, 108. Jg., 47–63.
- Breidenstein, G., Hirschauer, S., Kalthoff, H., Nieswand, B. 2013: Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz/München: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Breuer, F. 2003: Subjekthaftigkeit der sozial-/wissenschaftlichen Erkenntnistätigkeit und ihre Reflexion: Epistemologische Fenster, methodische Umsetzungen. *Forum: Qualitative Sozialforschung/Qualitative Social Research*, 4. Jg., Heft 2, Art. 25. Verfügbar über: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0302258> [Datum des Zugriffs: 27.02.2016].
- Breuer, F. 2010: Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Burnier, D. 2006: Encounters with the self in social science research. A political scientist looks at autoethnography. *Journal of Contemporary Ethnography*, Vol. 35, No. 4, 410–418.
- Charmaz, K. C. 2011: Den Standpunkt verändern: Methoden der konstruktivistischen Grounded Theory. In G. Mey, K. Mruck (Hg.), *Grounded Theory Reader* (2. Aufl.) Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 181–205.
- Devereux, G. 1967: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München: Suhrkamp.
- Ellis, C., Adams, T. E., Bochner, A. P. 2010: Autoethnografie. In G. Mey, K. Mruck (Hg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 345–357.
- Hörning, K. H. 2001: Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

- Hörning, K. H. 2004: Soziale Praxis zwischen Beharrung und Neuschöpfung. Ein Erkenntnis- und Theorieproblem. In K. H. Hörning, J. Reuter (Hg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld: Transcript, 19–39.
- Kelle, H. 1997: »Wir und die anderen«. Die interaktive Herstellung von Schulklassen durch Kinder. In S. Hirschauer, K. Amann (Hg.), *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Müller, F., Witek, K. 2015: Affektive Sensibilität. Über Forschungsbeziehungen und das Interpretieren als soziale Praxis. *Soziale Passagen*, 7. Jg., Heft 1, 67–83.
- Mruck, K., Breuer, F. 2003: Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess – Die FQS-Schwerpunktausgaben. *Forum: Qualitative Sozialforschung/Qualitative Social Research*, 4. Jg., Heft 2, Art. 23. Verfügbar über: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0302233> [Datum des Zugriffs: 27.02.2016].
- Munsch, C. 2005: Die Effektivitätsfalle. Bürgerschaftliches Engagement und Gemeinwesenarbeit zwischen Ergebnisorientierung und Lebensbewältigung. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Munsch, C. 2015: Subjektive Erfahrungen der im Feld verstrickten Forschenden. Ein ethnografischer Zugang zur Erforschung von Normalitätsvorstellungen und sozialer Differenzierungen (nicht nur) in der Sozialen Arbeit. *Zeitschrift für Sozialpädagogik*, 13. Jg., Heft 4, 420–440.
- Reckwitz, A. 2003: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32. Jg., Heft 4, 282–301.
- Reckwitz, A. 2015: Praktiken und ihre Affekte. *Mittelweg* 36, 24. Jg., Heft 1–2, 27–45.
- Schatzki, T. R. 2002: *The site of the social. A philosophical account of the constitution of social life and change*. Pennsylvania: State University Press.
- Schmidt, R., Volbers, J. 2011: Öffentlichkeit als methodologisches Prinzip. Zur Tragweite einer praxistheoretischen Grundannahme. *Zeitschrift für Soziologie*, 40. Jg., Heft 1, 24–41.
- Strauss, A. L. 1994: *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Strauss, A. L., Corbin, J. 1996: *Grounded theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags-Union.
- Tedlock, B. 1991: From participant observation to the observation of participation: The emergence of narrative ethnography. *Journal of Anthropological Research*, Vol. 47, No. 1, 69–94.